



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Poeschel, Johannes: Lustreise. 6. Im Winter von Bitterfeld über St. Afra  
nach Dresden

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Der letzte Teil der Trilogie, der voraussichtlich 1908 zu erwarten sein dürfte, wird den Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft behandeln. Er soll mit dem russischen Feldzuge beginnen, im zweiten Akt den Sieg der Engländer bei Victoria schildern, dann die Kämpfe mit den Verbündeten, Elba, die Hundert Tage und endlich Belle-Alliance. Ein Epilog der Geister soll die Trilogie schließen.

Beda Prilipp



## Luftreisen

Von Johannes Poeschel

### 6. Im Winter von Bitterfeld über St. Afra nach Dresden



Das war eine Fahrt, wie sie wohl einzig in ihrer Art dasteht. Tausende und abertausende von Möglichkeiten bietet die Windrose, und doch fügte es sich, daß unser Flug von Bitterfeld aus zwei von uns auf den Kilometer genau über die gemeinsame Heimat, über die Stätten unsrer Berufstätigkeit hinwegführte und wir den dritten sozusagen beinahe vor seiner Haustür absetzen konnten. Unfern Kartenvorrat hatten wir umsonst mit uns geführt: mehr als sechs Stunden schwebten wir über dichten Wolken, die jede genauere Orientierung überhaupt ausschlossen, und in dem Augenblick, wo endlich eine Ortsbestimmung möglich wurde, da lag eben das Heimatgelände vor uns, worin wir auch ohne Karte Bescheid wußten. Und was mußte gegen unsre anfänglichen Wünsche und Pläne sonst noch alles zusammenwirken, was für scheinbar ärgerliche Hindernisse mußten in den Weg treten, damit diese wunderbare Überraschung uns als große nachträgliche Weihnachtsfreude beschert werden konnte!

Sonnabend den 29. Dezember, so früh am Tage als möglich, sollte die Fahrt begonnen werden, östliche Winde hätten uns an diesem Tage etwa nach der Weser zu getrieben. Aber Stunde auf Stunde verging, ohne daß an ein Aufsteigen zu denken war. Während der vorausgegangnen Weihnachtsfeiertage hatten die Maschinen des Werkes Elektron II gestanden, und bei der herrschenden Kälte nahm es mehrere Tage in Anspruch, sie wieder völlig in Gang zu bringen. Von den vier Systemen, mit denen sonst die Füllung erfolgt, waren zwei noch eingefroren, dazu gesellte sich der Bruch eines Ventilators, dessen Wiederherstellung ebenfalls geraume Zeit forderte. Der Wasserstoff drang daher so langsam in die Hülle unsers „Ernst“ ein, daß er nur ganz unmerklich an Körperfülle gewann, obwohl von der Leitung des Werkes alles geschah, um es zu beschleunigen. Auch nimmt ein Ballon im Winter eine viel größere Gasmenge in sich auf, da sich dieses in der Kälte zusammenzieht. Der bei wärmerer Temperatur 680 Kubikmeter fassende „Ernst“ verschlang jetzt ungefähr

800 Kubikmeter, und wir wiegten uns schon in der Hoffnung auf sechzehn Sack Ballast.

Endlich am Nachmittag gegen vier Uhr, als die frühe Dämmerung hereinbrach, war die Füllung beendet. Was nun tun? Eine Fahrt in die sechzehn Stunden lange Winternacht hinaus, die uns günstigenfalls nichts weiter geboten hätte als über Wolkenmassen den Anblick des Vollmonds zu genießen und dann voraussichtlich noch in der Dunkelheit bei eintretendem Ballastmangel aus den Wolken gefallen landen zu müssen, ohne uns den Platz aussuchen zu können, vielleicht in tief verschneiter einsamer Gebirgsgegend oder mitten in einer bevölkerten Ortschaft, auf einem See, oder wo sonst die Umstände es gerade fügen würden, das erschien wenig verlockend und auch nicht unbedenklich, da wir die Eigentümlichkeiten einer Winterfahrt bis dahin überhaupt noch nicht kannten. Erst wenige Tage zuvor hatte sich ein glücklicherweise ohne schlimme Folgen gebliebener Unfall ereignet, der zu anderer Jahreszeit nicht denkbar gewesen wäre. Als am 17. Dezember abends gegen zehn Uhr der „Ernst“ zu einer Nachtfahrt aufstieg, entging es dem Führer in der Dunkelheit, daß sich infolge Festfrierens der Aufzugleine der Füllansatz nicht geöffnet hatte, was ein Plagen des Ballons zur Folge haben kann. Man versuchte sofort während der Fahrt das Versehen wieder gut zu machen, durch das Zerren aber an der Leine wurde die Reißbahn gelöst; der so aufgerissene Ballon fiel kaum fünf Kilometer von Bitterfeld entfernt auf einen Wald herab und blieb oben auf den Zweigen einer etwa hundertfünfzigjährigen Eiche hängen. Während die Korbinassen, um nicht die kalte Nacht auf ihrer lustigen Höhe zubringen zu müssen, sich am Schlepptau herabließen, konnte „Ernst“ erst am nächsten Morgen durch Fällen des Baumes befreit werden. So hatte dieser Fall gezeigt, daß im Winter noch mit besondern Zufälligkeiten gerechnet werden muß, denen bei Tageslicht leichter begegnet werden kann als in der Nacht. Wir beschloßen darum, erst am nächsten Morgen, Sonntag den 30. Dezember, zu fahren.

Der gefüllte Ballon wurde nach einer Sandgrube geschafft und dort für die Nacht verankert. Unsr kleine Sandsäcke zu fünfzehn Kilo reichten dazu nicht aus, so wurden einige Scheffelsäcke mit Sand gefüllt und an den Auslaufseilen befestigt. Damit war es „Ernst“ unmöglich gemacht, seinen Jungendstreich,\*) eine Freifahrt in des Wortes kühnster Bedeutung, zu wiederholen. Außerdem wurde ihm zu seiner Beaufsichtigung eine Wache beigegeben. Wir waren sehr mißmutig wegen dieses Zeitverlustes. Daheim warteten unser angefangne dringliche Arbeiten; die um die Jahreswende so gehäuften notariellen Geschäfte harreten der Erledigung, und Heilungsuchende in Klinik und Sprechstunde mußten nun einen Tag länger ihren Arzt entbehren. Den Abend verbrachten wir in Halle. Das Theater lockte mit dem Fliegenden Holländer,

\*) Vgl. Grenzboten 1906, III, S. 33.

jedoch Stimmung und Aufnahmefähigkeit reichten nur für das „Gusarenfieber“ aus. Aber man sollte eben nie verdrießlich werden, wenn einmal etwas schief geht, wer weiß, wozu es gut ist! Und umgekehrt: wir sehnen und hoffen, und das ersehnte Glück wird uns errungen zur Last. Ohne die am Sonnabend erlebte Enttäuschung wäre uns das unverhoffte Sonntagsglück nicht zuteil geworden.

Obwohl der Ballon fest zugebunden war, hatte er doch in der Nacht von seinem Gasinhalt verloren, darum begann früh vier Uhr das Nachfüllen. Um sieben Uhr bestiegen wir den Korb. „Achtung — Anlüften!“ Einer der sechzehn Säcke nach dem andern mußte herausgegeben werden, „Ernst“ rührte sich nicht vom Flecke. Erst als auch der letzte heraus war, schleifte der Ballon ein wenig am Boden hin. Die von Hülle, Leinen und Korb während der Nacht aufgenommene Feuchtigkeit war fest gefroren, Schnee und Reif als weitere Last hinzu gekommen. Da, beim „Festhalten!“ ein lautes Rauschen über uns, eine Schneelawine stürzte herab. Das war ein willkommener Fingerzeig. Sechsmal lasse ich anlüften und wieder festhalten, bei jedem neuen Aufstoßen des Korbes fällt wieder eine Schneelast zu Boden.

Sieben Uhr fünfzehn Minuten schwebten wir mit fünf Sack Ballast in östlicher Richtung glücklich ab, noch in völliger Dunkelheit und dichtem Nebel. Das Thermometer zeigte — 6 Grad Celsius. Auf zwanzig und mehr Grad Kälte in höhern Schichten waren wir gefaßt und dementsprechend gekleidet, abenteuerlich genug, nicht etwa in schwere Pelze, sondern vom Kopf bis zu den Füßen in leichte, aber warme Hüllen gesteckt, die Knie noch besonders mit Binden umwickelt; am Boden des Korbes hatten wir über dem Verpackungsplan ein Bund Heu ausgebreitet. So fühlten wir uns, obwohl kalte Wolken uns aufnahmen, und das Thermometer beim Steigen des Ballons um einige Grad sank, dennoch mollig warm, jeder Luftzug hörte ja auf. Die Erde entzog sich unsern Blicken und blieb uns verborgen, auch als es zu dämmern begann und die elektrische Taschenlampe entbehrlich wurde. Um acht Uhr und dann wieder eine halbe Stunde später läuteten die Kirchenglocken dicht unter uns; welche Ortschaften mochten es sein? Unser Korb glitt nahe über einen ziemlich hoch gelegnen großen Wald, der durch den wallenden Nebel schattenhaft sichtbar wurde, der Wind rauschte durch seine vereisten Wipfel. Wir erhoben uns auf 300 Meter, um eine Berührung zu vermeiden und aus den grauen, wogenden Massen herauszukommen; über uns klärte sich der Himmel.

Wiederholt hatten wir es versucht, uns mit Leuten in den überflognen Ansiedlungen zu verständigen. Aber schon unter gewöhnlichen Verhältnissen denkt ein Mensch, wenn er angerufen wird, zuletzt daran, nach oben zu blicken; daß nun gar in den Wolken über ihm der Anrufende verborgen sein könne, kommt ihm vollends nicht in den Sinn. Um neun Uhr hörten wir Hundegebell und ganz deutlich auch Menschenstimmen wieder unter uns. Hallo! Hier Luftballon! Wie heißt der Ort? Der uns zugerufne Name klang wie Radau oder

Radaune, wir wußten nichts damit anzufangen. Als nächste Stadt aber wurde uns Torgau bezeichnet. Da dies fünfundfünfzig Kilometer östlich von Bitterfeld liegt, hätten wir ungefähr achtundzwanzig Kilometer in der Stunde zurückgelegt. Danach dürfte bei Einbruch der Dunkelheit die Gegend zwischen Görlitz und Bunzlau, etwa Kohnfurt erreicht werden.

Die Sonne kommt zum Vorschein, aber es wird ihr schwer gemacht, die mächtigen Stratus- und Kumuluschichten zu durchdringen, die sich auf dem nach allen Seiten bis zum Horizont reichenden eintönigen, nach oben zu glatt abgeschnittnen Wolkenmeer immer höher aufbauen. Unser Fahrzeug gleicht in seinem Aussehen den zur Winterzeit in die russischen Ostseehäfen einlaufenden Schiffen: in allen seinen Teilen ist es mit Eis und Reif überzogen, der Ballon mit dem Netz, der Ring mit seinen Leinen nach oben und nach unten, ebenso der Korb; jeder Sonnenstrahl läßt es erglühen. Die Temperatur schwankt während der ganzen Fahrt zwischen  $-5$  und  $-10$  Grad Celsius, allerdings sind diese Angaben, da wir nur ein Thermometer, kein Aspirationspsychrometer mit uns führen, nicht unbedingt zuverlässig. Jedenfalls ist es kalt genug, daß die Tinte im Barographen einfriert. Nur immer, wenn wir sie künstlich aufgetaut haben, zeichnet die Feder für kurze Zeit eine schwache Linie. Um so aufmerksamer muß das Barometer und das außerhalb des Korbes angebrachte Vertikalanemometer beobachtet werden.

Je höher die Sonne steigt, desto mehr beginnt auch das Wolkenmeer eigentümliche Reize zu zeigen. Es erscheint nicht so gleichmäßig weiß wie bisher, sondern wo einzelne Wellen hervorragen, breiten sich über die hinter ihnen liegenden Flächen seine Schatten in zartem, duftigem Blau, und durch das Heraustreten einzelner Gebilde gewinnt es an Mannigfaltigkeit. Auch beobachten wir seltsame Wölbungen, als wiederholten sie einige hundert Meter höher die Formen von ihnen bedeckter Hügel, und talartige Einsenkungen, aus denen wir nach den allerdings noch bestrittenen Untersuchungen des Physikers Freiherrn Konrad von Bassus in München auf Flußläufe schließen möchten.

Punkt zehn Uhr dringt wieder Glockengeläut an unser Ohr, diesmal sind es volle, tiefe Klänge, es muß eine Stadt sein, die unter uns liegt. Auf dem Dorfe tönen die Glocken heller, auch geht man da nicht erst um zehn Uhr in die Kirche. Der Himmel ist klarblau geworden, und schöner als je leuchtet uns von den Wolken riesengroß und breit das Oval der Aureole entgegen, die farbenprächtig das Schattenbild unsers Fahrzeuges in beträchtlichem Abstand umgibt, während sich ein schmaler Saum in denselben Regenbogenfarben seinen einzelnen Gliedern anschmiegt. Die Eiskruste auf der Ballonhülle schmilzt unter den Strahlen der Sonne und fällt, soweit nicht die auf der untern Halbkugel des Ballons aufgeklebte Regentraufe sie aufnimmt, in Tropfen auf uns nieder. Der Perkalstoff bekommt nasse Flecken, aber auch sie werden von der Sonne wieder herausgezogen. Der Füllansatz, dessen durch

die Zusammenschnürung entstandne Falten auch nach ihrer Befreiung von der Leine steifgefroren verblieben waren, hat sich weit geöffnet und ermöglicht es, zu erkennen, daß Ventil- und Reißleine im Innern des Ballons klar herabhängen. Das ist die Zeit, in der es für den Ballonführer so gut wie nichts zu tun gibt. Dadurch, daß der in Gestalt von Schnee und Eis mitgenommene Ballast allmählich auftaut und sich verflüchtigt, steigen wir gleichmäßig höher, bis wir unser heutiges Maximum von 1500 Metern erreichen.

Die Sonne wirkt so wohltätig auf uns wie an einem Sommertage, die warme Kleidung wird uns lästig, wir müssen die Mäntel ablegen und namentlich leichtere Kopfbedeckungen aufsetzen. Nur über kalte Füße klagen meine Reisegefährten, aber da weiß unser Ballonarzt Dr. Weißwange, mein Schüler und Pflegebefohlener einst zu St. Augustin, guten Rat: sie setzen sich auf den Korbbrand, die Füße nach außen, und lassen sie sich von der Sonne wärmen. Das war um dieselbe Zeit, wo da unten vielleicht mancher seine Füße an den Kachelofen hielt, denn unter den Wolken war es, wie wir nachträglich erfuhren, den ganzen Tag bei 9 bis 11 Grad Kälte unfreundlich, trüb und rauh. Uns versetzt der wonnige Sonnenschein in heitere Stimmung, und das mitgenommene kräftige Frühstück, das wir uns jetzt schmecken lassen, erhöht sie. Der Tee in unsern von der Thermo-Gesellschaft in Berlin bezogenen Flaschen ist so heiß geblieben, daß wir den gefüllten Becher nicht in der Hand halten können und seinen Inhalt erst durch Zugießen von etwas kaltem Rotwein genießbar machen müssen.

Um zwölf Uhr entstehen mehrere kleine, bald auch größere Risse in den Wolken. In einiger Entfernung von uns sehen wir eine Stadt am Fuße einer bewaldeten Hügelreihe, in unsrer Nähe an einem Bache ein Dorf, auf das eine Pappelallee zuführt. Immer neue Einzelheiten entdeckt das Auge, oft freilich sind sie schwer herauszufinden, da die leuchtend weißen Wolken und der glänzende Schnee, der die Landschaft überall bedeckt und die Merkmale verwischt, sich wenig voneinander unterscheiden, und weil sich plötzlich wieder Nebel zwischen uns und die erschauten Bilder schieben. Eine Windmühle, deren Flügel sich lebhaft drehen, läßt uns nach dem Stande der Sonne mit Hilfe des Kompasses endlich auch unsre Flugrichtung feststellen, angenommen nämlich, daß die Strömung in unsrer höhern Luftschicht die gleiche ist wie über dem Erdboden. Wenn dies zutrifft, so werden wir nach Südosten getragen. Wo wir uns aber jetzt befinden, bleibt uns noch unergründlich, da jedes Kennzeichen dafür fehlt.

Endlich 12 Uhr 35 Minuten erblicken wir mit wachsender Erregung bald da, bald dort Teile eines breiten Stromes mit Treibeis, sie fügen sich rasch zu großen S förmigen Windungen zusammen, ebenso schnell verschwinden sie aber auch wieder, und das Auge müht sich vergebens, ihre Spur wieder zu finden. Auch da, wo noch ein Stück Landschaft frei geblieben ist, bietet sich kein Anhalt, überdies verschwimmen Wolken und Schneeflächen schimmernd

ineinander. Haben wir im allgemeinen die anfängliche Richtung beibehalten, so müßte der Fluß die Ober sein, die Geschwindigkeit wäre dann allerdings später wesentlich größer geworden. Aber die Ober sieht anders aus, wir kennen sie von unserm Fluge nach Rußland, sie ist durch Buhnen, die von beiden Ufern vorspringen, reguliert, das ist hier nicht der Fall. Auch das Gelände stimmt nicht, es bietet zu viel Abwechslung, zu viel Höhenunterschiede, und in seiner Lieblichkeit heimelt es uns eigentümlich an. Sollten wir in der Tat über sächsischen Fluren schweben, sollte der Fluß die Elbe sein? Aber wie wäre das möglich? Um neun Uhr schon waren wir an der Elbe, und nun sollten wirs wieder sein? Wo wären wir dann in der Zwischenzeit gewesen?

Aufs neue tritt flüchtig ein nach Nordosten geöffneter Bogen des Stromes hervor, eine größere Stadt liegt auf der uns zugewandten Seite, vier Eisenbahnlinien, von denen eine den Fluß überbrückt, treffen bei ihr zusammen. Immer anmutiger wird die Landschaft, die weiße Schneepackung läßt ihre schwellenden Formen deutlich hervortreten, flache Kuppen, dicht beieinander, nur eine davon, die schon weit hinter uns liegt, mit Wald bestanden, viel kleine Ortschaften dazwischen gestreut. Die Straßen, die sie verbinden, sind, soweit nicht Baumreihen sie einfassen, kaum wahrnehmbar, alles einfarbig weiß, und doch ein entzückendes Bild. Die Krümmungen der Wege und leichte Schatten auf der Schneefläche bestätigen uns, daß es ein Hügel land ist, das wir überfliegen.

Von Norden her vernehmen wir das Geräusch eines Zuges, jetzt kommt er selbst in unsern Gesichtskreis. Wo er vorüber ist, erkennen wir seine Spur; vor ihm können wir sie nur ahnen, die Maschine arbeitet sich also mit einem Schneepflug durch die frisch gefallenen weißen Massen. An einigen Dörfern vorüber fährt er nach Süden. Gerade zur rechten Zeit teilen sich auch vor uns die Wolken und machen den Blick frei auf ein altes Städtchen mit krummen Gassen, auf dem trapezförmigen Markte steht das Rathaus, auf einem kleinern Platze daneben eine dreispitzige gotische Kirche; Fabriken und in einiger Entfernung größere Güter umgeben den Ort, eine Reihe von fünf Schlitten offenbar mit Sonntagsausflüglern bewegt sich auf der einen Bach begleitenden Landstraße nach Osten dem Strome zu. Der Bahnzug windet sich steigend im Bogen um die Stadt herum, fast scheint es, als wollte er vorüberfahren, erst am äußersten Südende hält er. Es ist 1 Uhr 50 Minuten, das wird uns mit Hilfe des Kursbuches den Ort bestimmen lassen. Wir folgen dem Zuge und fliegen über den Bahnhof hinweg, während die Lokomotive den Zug verläßt und Güterwagen herbeiholt. Die Bahnhofsgebäude zeichnen wir mit einigen Strichen ins Notizbuch, um daran einen weitem Anhalt zu besitzen. Nach fünf Minuten fährt der Zug weiter, immer aufwärts sich quälend, an einer Ortschaft vorüber, bei der übernächsten hält er zum zweitenmal.

Die Wolken fliehen nach allen Seiten auseinander. Das Flußtal liegt in weiter Ausdehnung östlich von unsrer Fahrtlinie, kleine Nebentäler senken sich ihm zu, ihre entlaubten und teilweise schneefreien Bäume heben sie scharf ab

von den weißen Hochflächen, in die sie einschneiden, und lassen die feinen Verästelungen der Talgründe erkennen, ein Riesenrelief von wunderbarer Schönheit. Und jetzt, 2 Uhr 15 Minuten im Südosten eine ansehnliche Stadt zu beiden Ufern des Stromes, die durch zwei Brücken verbunden sind. Eine schnurgerade Straße führt von ihr ostwärts über weite Schneefelder nach großen, ziemlich steil, wenn auch nicht hoch sich erhebenden Waldungen, aus denen kleine Seen hervorschauen. Der Wind treibt uns gerade auf die Stadt zu. Eine zweigipflige Akropolis tritt aus ihr hervor: links, von hohen Gebäuden umgeben ein noch höheres seltsames dunkles Rechteck, rechts ein niedrigeres langgestrecktes helles Gebäude, scheinbar ohne Dach.

Ein größerer Jubel ist kaum je aus einem Ballonkorb in die Atmosphäre erklingen als bei dieser Wahrnehmung. Denn nun mit einemmal ist alles klar, das dunkle Rechteck ist das wettergeschwärzte Domgerüst über der Albrechtsburg, das helle dachlose Gebäude die Fürsten- und Landesschule St. Afra, die Stadt zu ihren Füßen Meißen. Im Geiste steigen die ehrwürdigen Gestalten meiner hochgelehrten Vorgänger im Rektorate aus dem ersten Jahrhundert der Schulgeschichte von Vulpianus und Fabricius an vor mir auf, sie schütteln bedenklich das Haupt, daß ihr Nachfolger es wagt, zwei ehemalige Zöglinge der Landesschulen, einen Afraner und einen Grimmenser, auf Faustischem Gefährten an der geweihten Stätte vorüberzuführen. Nein, grollt ihm nicht und seht ihn von den Wänden des Synodalzimmers herab künftig nicht noch ernster und strenger an als bisher schon. Die Zeiten und die Menschen mit ihnen sind andre geworden. Was hat allein das neunzehnte Jahrhundert uns alles gebracht, worüber ihr nicht minder staunen würdet. Euch hat auch noch kein oberster Leiter des Schulwesens die Mahnung zugerufen: „Wir müssen die Fenster weit aufmachen in dem alten liebgewordenen Gebäude des humanistischen Gymnasiums, um die frische moderne Luft herein zu lassen.“ Eins weiß ich gewiß: wäret ihr jetzt bei mir im Korbe

Und schautet ihr in ungemessnen Weiten  
Die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten

und mitten darin das euch anvertraute Kleinod, ihr würdet aufjauchzen mit mir und dann wohl in schwungvollen lateinischen Versen die Güte des Allmächtigen preisen, der euch die Gnade dieses Anblicks zuteil werden ließ.

Jede neue Entdeckung wird mit lauter Freude begrüßt. Da ist der „höckrige“ Turm des Domes und der Bischofsturm, dicht bei der Fürstenschule die Afra-Kirche, vor ihnen der große Schulgarten mit seinen beiden Spielplätzen, dort der Pflaster, an dem die Wege des Stadtparkes und der Goldgrund sich emporkwinden, von der idyllischen, durch Ludwig Richter so bekannt gewordenen Martinskapelle bis zum Katharinenhofe mit seinem schönen Park, dazwischen Landhaus an Landhaus, unter ihnen auch das unsers Reisegefährten, des Rechtsanwalts Dr. Reichel, der von den Seinen durch langwehende Tücher begrüßt

wird. Auf dem andern Elbufer das alte Cölln, dahinter die schon aus weiter Ferne von uns bemerkte schnurgerade Straße, die sogenannte Seelenachse nach Niederau und dem Moritzburger Walde, vorn über der Elbe auf dem Ratzweinberge, durch Lage und Größe auffallend, das eben im Bau vollendete Realgymnasium, für den Luftschiffer in Zukunft eines der Wahrzeichen Meißens, ferner der Bahnhof, die Johanniskirche mit ihrem schlanken Turm und von ihr stromaufwärts, nach allen Seiten scharf begrenzt, das kleine Spargebirge von Fürsten- und Kalkberg bis zur felsigen Boselspitze, für uns so recht erkennbar als abgeprengter östlichster Rest des erzgebirgischen Elbplateaus, durch das sich der Strom nach Aufgeben seines alten Laufes über Zschendorf später durchgewühlt hat.

Über das Raumental hinweg schwebend sehen wir vor uns die hoch und freigelegne kleine Schule von Duestenberg. Ihr gegenüber im Tale der Triebisch macht sich unter den Häuserreihen des südwestlichen Stadtteiles durch ihren Umfang und ihre rechtwinklige Anlage die Königliche Porzellanmanufaktur bemerkbar, während sonst Meissen, wenigstens links der Elbe, infolge der Anpassung an das bergige Gelände nur wenig gerade Linien zeigt. Jetzt sind wir über der Stadt selbst, über der Lutherkirche und der Eisbahn vor dem Schützenhause. Dort winnelt's wie von Ameisen immer im Kreise links herum zu den Klängen der Musik. Unser Ballon ist bemerkt worden, die Schlittschuhläufer schwenken Tücher und Hüte und rufen uns zu. Wie ein Gebilde aus Eis — so berichtete man uns später —, wie ein leuchtender Kristall erscheint ihnen in den Strahlen der Nachmittagssonne unser noch immer schwach bereifter Ballon. Es ist schaurig kalt und zugig im Tale, man denkt mit Grausen an die Luftschiffer hoch da oben und wähnt sie zu Eiszapfen erstarrt. Das tief bis auf die Felsensohle eingeschnittene und sich immer mehr verengende Triebischtal und in ihm die Döbeln-Leipziger Eisenbahn verfolgen wir mit unsern Blicken weit hinauf, wir überfliegen beide, nahe der Hohen Eifer und schauen im Geiste auf dem Götterfelsen zu unsrer Rechten die afranische Schulgemeinde andächtig zu festlichem Gebete bei Sonnenaufgang um den Hebdomadad versammelt.

Wie seltsam, daß die ersten Punkte, die wir mit Sicherheit an diesem Tage bestimmen konnten, und die nun auch Rückschlüsse auf das vorher überflogne Gebiet ermöglichen, gerade der Meißner Dom und St. Afra sein mußten! Der Weg, den wir über den Wolken zurückgelegt hatten, dürfte danach folgender gewesen sein. Die anfänglich östliche Richtung ging, der so oft beobachteten Rechtsdrehung des Windes entsprechend, allmählich immer mehr in eine südöstliche über. Der Ort, dessen Namen man uns durch die Wolken zugerufen hatte, ohne daß wir ihn jedoch recht verstehen konnten, war Battauna nordöstlich von Eilenburg gewesen. Daß uns Torgau als die nächste Stadt bezeichnet wurde, hatte uns irre geführt. Der Wald, dessen Wipfel wir bald darauf fast streiften, war der Forst zwischen Doberschütz und Mokrehna. Die Elbe hatten wir nicht überflogen, überhaupt war die Geschwindigkeit geringer gewesen, als

wir annahmen, durchschnittlich nur 15 Kilometer in der Stunde, eine mäßige Bewegung der Luft, wie sie an kalten Wintertagen gewöhnlich ist. Ohne es zu ahnen, flogen wir dann über Schildau, offenbar die Stadt mit dem tiefen Glockengeläute, und den Sigenrodaer Forst, nahe bei Lausa über die preußisch-sächsische Grenze. Die Ortschaft, die wir beim ersten Zerreißen der Wolken am Fuße bewaldeter Hügel erblickten, war jedenfalls Laas. Dort wars, wo wir also ganz richtig an einer Windmühle unsre Fahrtlinie als nach Südosten gerichtet zu erkennen glaubten. Die S-förmigen Stromwindungen zeigten uns die Elbe bei Strehla, die Stadt an dem nach Nordosten gerichteten Bogen des Flusses mit den sich vereinigenden Bahnen war Kiesa. Die von da nach Kossen führende Bahnlinie begleitete uns zur Linken, das alte krummstrafige und doch so anmutig gelegne Städtchen, bei der wir sie kreuzten, war die in ihrer Anlage noch jetzt als solche erkennbare Wendengründung Lommagisch, der Ort, wo der Zug zum zweitenmal hielt, das noch ältere Leuben. Das wellige Hüggelland war die gesegnete Lommagischer Pflege gewesen. Alsdann hatte ein wieder mehr von Westnordwesten kommender Wind uns über einige zur Mfragemeinde gehörige Dörfer, unter denen wir nachträglich auf einer wohlgelungenen Ballonphotographie Sieglitz, Jefferitz und Neumohlitz klar erkennen, nach Meißen getrieben. Unsrer Windrichtung erklärte sich leicht aus der Wetterlage des Tages. Ein flaches Hoch hatte sich über Süddeutschland und dem östlichen Frankreich gebildet, ein zweites im Norden über Schweden und Norwegen, ein großes Tiefdruckgebiet befand sich im Osten über Rußland. Der Wind strömte von dem Hoch im Westen dem östlichen Tief zu, und das Hoch im Norden lenkte ihn in südöstlichster Richtung ab.

Daß auch der Ballonführer sich ganz dem Genuße des Schauens hingegeben hat, bestraft sich: es ist ihm entgangen, daß wir mehrere hundert Meter gefallen sind, Ohrensausen verrät ihm, daß es immer schneller abwärts geht. Durch ein reichliches Ballastopfer wird der Schaden wieder gut gemacht. Aus 600 Meter Höhe sehen wir nun in all die flachen Täler hinab, die sich oberhalb Meißens von der Elbe nach der hohen Wilsdruffer Straße heraufziehen und uns durch Ausflüge wohl vertraut sind, in den Park von Siebeneichen mit seinem zweitürmigen Schloß, dem um einen länglichen Hof herum noch ein Flügelbau angefügt ist, in den Grund von Bockven, in das liebliche Rehbocktal nach dem Totenhäuschen, nach Bagdorf und Reichenbach zu, in die Täler von Scharfenberg und Gauernitz, in das längste von ihnen, das Saubachtal von Constappel bis aufwärts nach Wilsdruff selbst, und endlich in den Tännichtgrund von Nieder- nach Oberwartha, an den sich wieder afranische Erinnerungen knüpfen.

Der Wind hätte uns eigentlich längst schon über die Elbe treiben müssen, aber was wir auf der Fahrt nach Spichern bei Main und Rhein erfuhren, wiederholt sich auch hier: der Luftstrom über dem Flusse läßt uns nicht hinüber und zwingt uns hart an seinem linken Ufer hin noch eine ganze Strecke aufwärts.

So wird uns der Anblick der alten Elbschlösser Scharfenberg und Gauernitz nun ganz von oben zuteil. Wir blicken in ihre Höfe hinein, und wie an der Hand eines Grundrisses können wir ihre wagerechte Gliederung uns einprägen. Besonders fesselt uns durch seine größere Mannigfaltigkeit Gauernitz, das Besitztum des Prinzen Karl Ernst von Schönburg-Waldenburg, übrigens eines ehemaligen Altraner Fürstenschülers. Erst der große langgestreckte Hof des Rittergutes mit seinen Wirtschaftsgebäuden, dann zwischen ihm und dem Parke ein kleinerer, ziemlich quadratischer Hof mit einer Baumgruppe, den mehr als zur Hälfte auf drei Seiten das mit Turm und Renaissancegiebeln gezierte Schloß umgibt, während im übrigen niedrigere Gebäude mit einem Torhaus ihn einschließen.

Von all den Einzelheiten hinweg wendet sich das Auge der Betrachtung des ganzen weiten Elbtals zu. Mit solcher Klarheit wird die anziehende Oberflächengestaltung dieses Gebietes nur für den Luftschiffer wahrnehmbar. Zwei Hochflächen, im Südwesten die viel, aber flach gegliederte, nur mit Feldern bedeckte erzgebirgische und im Nordosten die geschlossenere, waldbreiche Lausitzer Hochfläche, werden durch einen breiten Graben getrennt, den die Elbe mit zwei seeartigen Erweiterungen, nordwestlich nach Meißen, südöstlich nach Dresden zu, einstmals ausgefüllt hat, bis sie die Pforte im Nordwesten erweiterte und durch Auswaschung ihr jetziges Bett in die Talsohle vertiefte. Die Ränder dieses Grabens nach der Lausitzer Seite zu sind uns noch nie so steil erschienen wie jetzt aus der Höhe, dazu steigert die Schneebedeckung ihren Gebirgscharakter. Als wir sie heute zunächst aus weiter Ferne erblickt hatten, erinnerten sie uns an die schroffen Abhänge des Elbsandsteingebirges, freilich sind sie dort beträchtlich höher und bis an den Fluß heran reichend, hier mildert überdies eine vorgelagerte niedrige Terrasse, ehemalige Anhäufung von Küstensand, den Übergang zur Ebene. Dagegen zeigt die erzgebirgische Seite, das Meißner Hügelland, sanftere Böschungen, wie auf ihr überhaupt die ursprünglichen Unebenheiten des Granit-Syenit-Massivs durch Löß mehr ausgeglichen und abgerundet sind. Nur unmittelbar unter uns, an der engsten Stelle des großen Elbgrabens, bei Niederwartha, fällt auch dieses Plateau steil ab, da wo es von der weithin sichtbaren Kirche von Weistropp beherrscht wird.

Lassen uns die eben gemachten Wahrnehmungen auf gewaltige vorgeschichtliche Umformungen des Landes schließen, so ist ihm andererseits deutlich der Stempel menschlicher Kultur aufgeprägt in dem Netz großer und kleiner Landstraßen, in den teils parallel zueinander verlaufenden, teils sich schneidenden und verzweigenden Eisenbahnen, durch die im Flusse angelegten Winterhäfen, in denen die Fahrzeuge vor Strömung und Treibeis geschützt liegen, in der an vielen Stellen zu bemerkenden Regelung des Stromlaufes durch feste Ufermauern, an denen die Schollen sich scheuernd und berstend abwärts gleiten, sodaß die früher so gefürchteten Eisversetzungen kaum noch möglich sind. Dazu

reden die oft ohne Unterbrechung aneinandergereihten Ortschaften, Dörfer, die man für Städte halten könnte, von den günstigen An siedlungsbedingungen, die sich hier geboten haben.

Endlich kurz vor drei Uhr, etwas oberhalb der baumbestandnen Elbinsel von Rötzig, hinter der die freistehende neue Kirche von Coswig erscheint, zwischen Constappel und Raundorf kommen wir über den Strom, vor uns links Zizschewig, rechts Röschenbroda, die Zielpunkte mancher frühern Wanderung, und die reichbebaute Lößnitz mit ihrem am „Paradies“ vorbeiführenden Grunde, die uns jetzt im Winterschmucke nicht weniger entzückt als im oft geschauten Blüten Schnee des Frühlings und der bunten Farbenpracht des Herbstes. Landhäuser in den mannigfachsten Stilarten reihen sich eins ans andre, von malerischen Gartenanlagen umgeben, deren wundervolle Linien geschickte Landschaftsgärtner eigens für das Auge des Luftreisenden geschaffen zu haben scheinen, kurz alles verrät hier ebenso sehr den Geschmack wie die Wohlhabenheit der Besitzer. Auch die Sektellerei grüßt uns einladend. Oben aber auf dem alten Steilufer des Lausitzer Elbplateaus erheben sich mitten in Weinbergen moderne Schlösser und schloßartige Willen. Über die Friedensburg führt unser Flug uns unmittelbar hinweg. Die großen Windungen der Elbe erglänzen im goldig rötlichen Schimmer der tiefstehenden Sonne bis über Dresden hinaus, während dieses selbst von Großstadtdunst verschleiert ist. Zu unserer Linken dehnt sich der Moritzburger Forst, zur Rechten die Dresdner Heide und der Friedewald, die Lungenflügel der sächsischen Haupt- und Residenzstadt.

Wieder sind wir tüchtig heruntergekommen, das Schlepptau berührt das höher gewordne Gelände. Dazu schiebt sich plötzlich eine Wolke zwischen uns und die Erde. Das könnte dumm werden. Auch die Bewohner von Wahnsdorf, das eben unter uns liegt, würden sich gewiß nicht gern von uns aufs Dach steigen lassen. Das Tau raffelt bedenklich über Gegenstände, die wir wegen des dichten Nebels unter uns doch nicht sehen können. Also Ballast geben! Rasch! Mehr, immer noch mehr! So, wir heben uns wieder, aber schneller und höher, als uns lieb ist, schon zeigt der Apparat wieder 600 Meter an. Wieviel Sand haben wir noch? Kein Körnchen mehr! Wir waren mit dem letzten Sack etwas zu verschwenderisch umgegangen. Der Ballon strebt einem neuen Höhenmaximum zu. Das darf der Führer jetzt nicht mehr dulden, wir müssen schleunigst landen, und die waldfreie aufsteigende Höhe vor uns ist günstig dazu. Für den Notfall haben wir als Ballast ja noch den Verpackungspan, unsre Mäntel, Reisetaschen, Lebensmittel und andre.

Vorsichtiges Manövrieren mit dem Ventil bringt uns der Erde näher anfangs langsam, dann in hastigem Fall. Das Tau schleift durch Borsdorf, liebenswürdigerweise wie ein Schlitten immer auf der Straße hin. Nun ist kein Halten mehr. Achtung, Klimmzug! Das letzte Haus- und Gartengrundstück von Borsdorf ist eben überflogen, plump sinkt der Korb nahe der

Landstraße in den metertiefen Schnee wie in ein weiches Federbett. Die aufgerissene Hülle breitet sich auf der weißen Fläche aus, ihr oberer Teil über eine hohe Plankeneinfriedigung, deren Berührung wir also glücklich vermieden haben.

Drei Uhr zwanzig Minuten waren wir, drei Kilometer vom Nordwestende Dresdens, dem Wilden Mann, nach reichlich acht Stunden „sehr glatt“ gelandet, nur 140 Kilometer Luftlinie von Bitterfeld entfernt.

Schon eine halbe Stunde später waren Hülle und Korb kunstgerecht verpackt und samt uns selbst auf einem Schlitten verladen. Besser hätten wir aber auch nicht treffen können: vor anderthalb Jahren im Sommer war fast an der gleichen Stelle ein Ballon niedergegangen, und dieselben freundlichen Landleute, die damals Hilfe geleistet hatten, waren auch heute an dem schönen Wintersonntagnachmittag schnell und willig zur Hand. Nach einer köstlichen Schlittensfahrt von zwanzig Minuten durch schneeglitzernden Wald und staunende Großstadtpaziergänger war die innere Stadt erreicht, und unser Ballondoktor konnte noch an demselben Abend seine Krankenbesuche wieder aufnehmen.



## Die Haselnuß

Ein Leipziger Märchen von Julius K. Haarhaus



er 19. Oktober des Jahres 1813 ging zu Ende. In den Straßen Leipzigs, wo sich noch vor wenigen Stunden die Truppen des geschlagenen Kaisers in wirrer Flucht vor den von Norden und von Osten heranstürmenden Alliierten gedrängt hatten, bewegten sich jetzt in buntem Durcheinander Russen und Preußen, Österreicher und Schweden, Sachsen und Polen, während die geängstigten Einwohner in der Tür ihrer Häuser erschienen und staunenden Auges das seltsame Völkergemisch betrachteten, das sich ihre Stadt zum Schauplatz des gewaltigsten kriegerischen Dramas der Weltgeschichte auserwählt hatte. Auf dem vom Regen der letzten Tage und Nächte noch feuchten Pflaster lagen zwischen umgestürzten Bagagewagen, geworfenen Uniformstücken und Waffen Tote und Sterbende; hier wimmerten, von einer Blutlache umgeben, Verwundete, dort saßen, eng aneinander gedrückt, kriegsgefangne Franzosen, starren in stummer Verzweiflung vor sich hin oder rauchten resigniert ihre schmutzigen Stummelpfeifen. Mitten durch das Gewühl suchten sich Patrouillen und Ordnanzgen ihren Weg, Adjutanten sprengten vorbei, Feldschere und Lazarettgehilfen bemühten sich um die Elendesten der Elenden, bis unter klingendem Spiel wieder neue Abteilungen der siegreichen Truppen einrückten und die durcheinander wogenden Menschenmassen an die Häuser und in die Höfe zurückdrängten.

In stiller Verzweiflung legten sich die Bürger der Stadt die Frage vor, woher sie die Nahrungsmittel nehmen sollten, die die Tausende und Abertausende, ermüdet und ausgehungert von den Strapazen langer Eilmärsche und einer mehrtägigen Schlacht, gebieterisch forderten. Aber dennoch fühlten sich alle von einer